Bücheranzeigen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bücheranzeigen. — Comptes rendus.

Johann Peter Hebel, Allemannische Gedichte. Auf Grundlage der Heimatsmundart des Dichters für Schule und Haus herausgegeben von Otto Heilig. Heidelberg (Carl Winter) 1902. XV + 137 Seiten. 8°. Preis: geb. 1.20 Mark. —

Aus dem Titel dieser Ausgabe geht die Beschaffenheit derselben nicht deutlich genug hervor. Es hätte gesagt werden sollen, dass die Texte in doppelter Gestalt einander gegenüber gedruckt sind: in der Orthographie Hebels und in phonetischer Umschrift. Ob nun gerade eine solche phonetische Ausgabe „für Schule und Haus" geeignet sei, möchte ich bezweifeln; denn ein phonetisch Ungeschulter wird sich nur mit grösster Mühe in die ihm unvertraute Lautschrift hineinfinden können, und besonders wird er Transkriptionen wie *un teš* („und hesch") *un tüdiks dåks* („und hütigs Tags"), *si duədr bål drfür* („si thut der bald derfür") ratlos gegenüber stehen. Meines Erachtens hätte H., wenn er wirklich ein Buch für Schule und Haus schaffen wollte, besser daran gethan, das Schriftbild etwas zu vereinfachen: Enklitica und Proklitica abzutrennen und allgemeingültige Sandhi-Erscheinungen unbezeichnet zu lassen. Es ist mir z. B. nicht klar geworden, weshalb er schreibt *undekt* („und deckt"), *undwo* („und wo"), aber *unt mœint* („und meint"), *und wœn* („und wenn"), ferner *dbåbə* („d' Pappe"), *andr* („an der"), aber *s wil* („'s will"), *dr wœk* („der Weg") u. s. w.

In der Frage nach der Berechtigung einer lautlichen Umschrift der Hebel'schen Gedichte auf Grund der Hausener Mundart stelle ich mich auf Heiligs Seite, wenn auch nicht aus den von ihm angeführten Gründen. Nach meinen bei einem mehrtägigen Aufenthalt in Hausen gemachten Erhebungen bin ich zur Ueberzeugung gekommen, dass Hebel keine reine Hausener Mundart gesprochen, noch weniger geschrieben hat. Wir dürfen annehmen, dass die Hausen-Schopfheimer Lautverhältnisse[1]) die Grundlage von Hebels Sprache bildeten, dass diese aber durch die Mundarten von Lörrach und Basel-Stadt, sowie durch die Schriftsprache bzw. Karlsruher Sprache vielfach modificiert worden ist. Das Zitat aus Meyers Aufsatz (Die Deutschen Mundarten Bd. VII, 457) hätte füglich weggelassen werden können[2]), denn wer hat je behauptet, dass Hebel wissentlich „einen Extrakt verschiedener Idiome gebraut" oder „seine Muttersprache vergessen" habe? Solche Modifikationen

[1]) Nach Aussage älterer Hausener bestehen keine wesentlichen Unterschiede in der Sprache dieser beiden Ortschaften.

[2]) Die Transkription Meyers ist übrigens sehr fehlerhaft.

vollziehen sich ganz unwillkürlich, und der Ref. selbst hat es erfahren, wie sich bei längerer Abwesenheit vom Heimatsort fremde Elemente in Aussprache und Wortschatz einschleichen können. Bei Hebel kommt noch hinzu, dass es gar nicht in seiner Absicht lag, speziell die Hausener Mundart zu verewigen; die „allemannische" Sprache des Wiesenthals von Todtnau bis Basel war für ihn gewissermassen ein einheitliches Ganzes, und die Mundart von Lörrach in seinen Augen ebensogut heimatlich, wie die von Hausen. Ferner ist zu bedenken — und das giebt auch Heilig zu — dass die poetische Sprache, sei es aus Rücksicht auf Versmass, Reim oder gehobene Diktion, nicht selten gezwungen ist, von der des alltäglichen Lebens abzugehen, und endlich musste es Hebel daran gelegen sein, seinen Lesern durch Vermeidung ungewohnter Schriftbilder die Auffassung zu erleichtern. Wir haben also jedenfalls zu unterscheiden zwischen unwillkürlichen und willkürlichen Abweichungen von der Hausener Mundart, glauben aber, dass beide sich in den Allemannischen Gedichten nachweisen lassen. Die von Socin (Schriftsprache und Dialekte S. 450 ff.) als undialektisch beanstandeten Ausdrücke scheinen auch mir grösstenteils verdächtig, und zwar nicht, weil sie mir als Basler ungeläufig wären — die meisten haben in der heutigen Stadtmundart Eingang gefunden —, sondern auf Grund langjähriger Beschäftigung mit den allemannischen Dialekten. Freilich, wenn man einen Hausener direkt fragt, ob „gierig", „Gürtel", „hasche" u. s. w. echt mundartlich seien, wird er es bejahen. Das beweist aber angesichts der heutigen schriftdeutschen Schul- und Zeitungsbildung gar nichts. So scheinen mir denn ausser den von Socin aufgeführten Ausdrücken noch folgende Wörter und Wortformen unhauserisch: „an der Strosse" st. Stross (1, 139), „der Chilch-Thurn" st. Chilche- (5, 58), „-ert", „-elt", „-ern" st. -(e)ret, -(e)let, -(e)re, z. B. „verbittert" (6, 128), „trippelt" (25, 5), „verwildern" (14, 52), „Chirsi" st. Chriesi (9, 41), „üser" st. euser (1, 48), „hohe" st. hoche (1, 185), „Weize" st. Weisse (1, 194), „fertig" st. ferig (1, 214), „seh" (Konjunktiv von „sehen") st. sech (3, 67), „Ordnig" st. Ornig (4, 15), „Ewigkeit" st. Ebigkeit (4, 136), „mischt" st. müscht (6, 122), „Schuss" st. Schutz (6, 189), „Versuchung" st. Versuechig (6, 205), „Stücker" st. Stucker (16, 72), „Simse" st. Sintsel (18, 95), „winslet" st. wimslet (24, 57), „Elsass" st. Elsis (25, 37), „Dochte" st. Doche (25, 78), „Brösli" st. Brösemtli (27, 7), „Hemd" st. Häm (1, 116), „'s dunert", daneben in der selben Zeile „es dunderet" (16, 1), „Staat" st. Gstad (1, 72), „Othem" st. Ote (1, 39. 59. 63. 65. 67). Die meisten dieser Abweichungen hat Heilig auch anerkannt, wie überhaupt sein Variantenapparat reich ist an wertvollen Beobachtungen; weshalb aber hat er aus diesen zahlreichen Unterschieden nicht den folgerichtigen Schluss gezogen, dass Hebels Sprache nicht die reine Hausener Mundart war?

Trotzdem billigen wir Heiligs Idee; denn es muss für jeden Freund der Hebel'schen Muse von höchstem Interesse sein, die Grundzüge seiner Mundart kennen zu lernen, zu wissen, wie die stark alterierte Orthographie des Dichters eigentlich ausgelegt werden müsse, und das kann mit Hilfe der Heilig'schen Methode, welche die mundartlichen Abweichungen in die Anmerkungen verweist, immerhin erreicht werden.

Diese erste Ausgabe können wir freilich nicht als abschliessend betrachten, trotzdem ich nicht anstehe, sie als sehr verdienstlich zu bezeichnen.

Aber einerseits scheint der Gewährsmann Heiligs, der sich ungefähr fünfzehn Jahre im Auslande aufgehalten hat, sprachlich nicht ganz einwandsfrei gewesen zu sein, und anderseit zeigen gerade die einleitenden Bemerkungen über die Hausener Mundart, dass Heilig in einigen grundsätzlichen Punkten unrichtig gehört hat.

Schon bei den allgemeinen Erörterungen (S. X ff.) möchte ich manches beanstanden. Die langen Formen *dōxdr* (Tochter), *fådr* (Vater), *sūšt* (sonst) kommen ebensowenig vor wie die kurzen *noxbr* (Nachbar), *šönšt* (schönst). Auch die unter den „Schwankungen" verzeichneten *briəxt* (bricht oder Bericht?), *frœnəli* (Vreneli), *regīrə* (regieren), *liəbə* (Liebe), *šdīrə* (Stiere), *šū* (Schuh), *šwœr* (schwer), *wiət* (weit) sind unmundartlich, *het* und *hœt* sind nicht identisch, sondern das erste ist Indikativ, das zweite Konjunktiv (vgl. 6, 28 u. 29), *xlœin* und *xlīn* sind wol nur Druckfehler für *xlœi* und *xlī*.

Die Hauptschwäche des Buches aber liegt in den Vokalqualitäten. Es war ein grundsätzlicher Fehler, die Aussprache der *i*-, *e*-, *o*-, *ö*-, *u*- und *ü*-Laute unbezeichnet zu lassen; dadurch wird der Phantasie des deutschen Lesers der weiteste Spielraum gelassen. Auch bedürfen die allgemeinen Bemerkungen zum Lautstand (S. XII ff.) vielfach der Berichtigung. So ist das *i* in *šridə* (Schritte), *iš* (ist), *xilxhōf* (Kirchhof), *fīršdə* (Firste) nicht „geschlossen", sondern offen, das *u* bzw. *ü* in *ūsə* (hinaus), *sūfr* (sauber), *sūrkrut* (Sauerkraut), *hūsli* (Häuschen) nicht „offen", sondern geschlossen. Die alten geschlossenen *e*-Laute richten sich nach den folgenden Konsonanten *frwērə* (verwehren), *ērə* (Ehren) höre ich z. B. halb-offen, nicht geschlossen, während die kurzen Umlauts-*e* und sämtliche *o*-Laute in der That geschlossen zu sein scheinen; *a* ist als Monophthong durchweg *å*, nicht aber in der Verbindung *au*, wie Heilig angiebt; der alte Diphthong wird vielmehr *æu* (*dæu* „Tau", *bæum* „Baum"), das diphthongierte *ū* aber *åu* gesprochen (*såu*, *båuə*, *tråuə*, *tåusig*). Die Svarabhakti-Vokale *i* und *ə* (*bærik*, *gwülᵊx*) habe ich in Hausen ebensowenig gehört, wie die entfalteten Konsonanten (*inds* „in's", *feldsə* „Felse").

Beim Konsonantismus ist Heilig in ein Dilemma hineingeraten. Er bezeichnet die alten Fortes *t*, *p*, *k* mit *d*, *b*, *g* (*ædi* „Ätti", *jobi* „Joppi", *degəli* „Deckeli") und verwendet *t*, *p*, *k* für die Aspiraten (*un teš* „und hesch" *piədis* „b'hiet-is" *kå̄* „g'ha"). Dadurch bleibt ihm für die unaspirierten Fortes keine Zeichen mehr, und er schreibt *gotwilxə*, *šwœpt*, *blik*, obschon ja hier keine Aspiraten vorliegen. Ich halte es überhaupt für einen Missgriff, für die alte starke Explosiva *p*, *t*, *k* das Zeichen der schwachen *b*, *d*, *g* zu setzen; denn die Erweichung ist in Hausen nicht so weit vorgeschritten wie z. B. in gewissen elsässischen Mundarten. Hier mag es am Platze sein *ädi*, *jobi*, *degəli* zu schreiben; Hausen aber spricht die mittleren Konsonanten verschieden in *rukə* „rücken" (Heilig *rugə*) und in *luəgə*, in *jopi* „Jakob" (H. *jobi*) und in *dūbåk*, in *æti* (H. *ædi*) und in *nīdr*, wenn auch die Fortis nicht so lang ist wie z. B. in Basel-Stadt. Ich würde also für Elsass *rugə*, *jobi*, *ædi*, für Hausen *rukə*, *jopi*, *æti*, für Basel-Stadt *rukkə*, *joppi*, *ætti* schreiben.

Auch andere Inkonsequenzen sind noch zu verzeichnen. Warum wird die dentale Affrikata mit *ds* (*snädslət*, *ferdselis* „erzähl uns"), die labiale aber mit *pf* (*pfīfli*, *dsupfə*) statt *bf* wiedergegeben? Warum *šdrīxə*, *sixdli*

„sichtlich“ *xlüfde*, *šbånə*, aber *gwüst*, *liəxt*, obschon die Explosiva nach *š*, *f* gleich ausgesprochen wird, wie nach *s*, *x*? warum *sinkt* „singt“, *lœpt*, aber *luəgt*, *gliəbt*, *hübš*?

Endlich sind mir die *k*, *p*, *t* im Auslaut unverständlich (*wǣk* „Weg“, *sundik* „Sonntag“, *pfluək* „Pflug“, *frǫ̈it* „Freude“, *fœlt* „Feld“, *ō̈t* „öd“ [3]), *laup* „Laub“, *xnāp* „Knabe“). Es wird hier nicht nur keine Aspirata (*wækʰ*, *fröitʰ*, *laupʰ*), sondern auch keine Fortis gesprochen. Nach Heilig müsste also der Labial in „Laub“ (*laup*) härter klingen als in „Suppe“ (*subə*); ich habe umgekehrt *laub*, *supə* gehört.

Durchgehend falsche Schreibungen sind *wœr* „wäre“ st. *wę̄r*, *siə* „sie“ st. *sį̆* [4]), *fræni*, *frænəli* „Verene“ st. *frę̄ni*, *frę̄nəli*, *sœbli* „Joseph“ st. *sę̆pli*, *xræfdig* st. *xrę̆fdig*, *löift* st. *lœuft*, *šir* st. *šiər* u. A. m.

Die Versehen im Einzelnen (Hör- oder Druckfehler) kann ich hier nicht anführen, bin aber gerne erbötig, dem Herausgeber meine Betrachtungen mitzuteilen, falls eine zweite Auflage ins Auge gefasst werden sollte.

Für eine solche wäre auch zu wünschen, dass die Ueberschriften, die Hebel schriftdeutsch abgefasst hat, nicht in Mundart übersetzt und dass der Sammlung einige besonders beliebte Gedichte wie „Die Vergänglichkeit“, „Hans und Verene“ u. A. noch beigefügt würden.

Meine Ausstellungen wollen nicht als Nörgeleien aufgefasst werden. Ich halte die Heilig'sche Arbeit nach wie vor für sehr verdienstvoll und begrüsse sie von ganzem Herzen, glaube aber, dass sie einer durchgreifenden Umarbeitung bedarf.

E. Hoffmann-Krayer.

Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten, herausg. v. Verbande Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Lief. 3—5. Dresden (Gerh. Kühtmann) 1901/02. —

Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn, herausg. v. Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Verein. Lief. 1—2. Wien (Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Verein) und Dresden (Gerh. Kühtmann) 1901/02. Subskr.-Preis (ohne Ungarn) 40 Kr. —

Das Bauernhaus in der Schweiz, herausg. vom Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Verein. Lief. 1—2. Zürich (Hofer & Cie.) o. J. [1902]. Subskr.-Preis 45 Fr. —

Von dem in Band V S. 249 angezeigten Werke sind bis jetzt 7 weitere Lieferungen erschienen, von denen 2 auf Oesterreich-Ungarn und 2 auf die Schweiz fallen. Die hohe Bedeutung und gediegene Ausstattung des Unternehmens bedarf keiner nochmaligen rühmenden Hervorhebung. Aber auch eine Kritik des ganzen Werkes ist erst möglich, wenn einmal die zusammenfassenden Texte erschienen sind.

---

[3]) Warum daneben *müliṛād* „Mühlrad“ (5, 64)?

[4]) Der Reim „Grumbireli“ : „brotet sie“ (4, 73) hätte doch auf die richtige Spur führen müssen.

Die neuen Lieferungen aus dem Deutschen Reiche verteilen sich auf die einzelnen Länder und Provinzen nach der Tafelzahl wie folgt: Baden 5, Bayern 5, Brandenburg 1, Elsass 1, Hannover 2, Lübeck 1, Kgr. Sachsen 3, Sachsen-Altenburg 5, Westpreussen 2, Hamburg 1, Grossh. Hessen 4, Rheinprovinz 2, Schlesien 1, Württemberg 3, Braunschweig 2, Westfalen 1.

Durch reichliche Beigabe interessanten Details zeichnen sich besonders aus die Darstellungen von Tilk u. Statsmann (Elsass), Prejawa (Hannover), Wilcke (Westpreussen), Burbaum (Grossh. Hessen), Heuser (Rheinprovinz), Eble (Württemberg), Stammnitz u. Hummel (Baden), Schmidt u. Seyffert (Kgr. Sachsen); zeichnerisch scheinen mir besonders hervorzuragen Anger u. Schmidt (Sachsen-Altenburg).

Oesterreich ist durch folgende Tafeln vertreten: Nieder-Oestereich 3 (mit malerischen Prospekten von Otto Schmid), Ober-Oesterreich 4 (mit fein ausgeführten Rissen von Theyer), Salzburg 4 (mit beachtenswerten Details von Eigl), Kärnten 5, Tirol 5 (ebenfalls durch die Details von Weber hervorragend), Böhmen 6 (wo besonders die klaren und kräftigen Risse von Lutsch auffallen), österr. Schlesien 1 und Steiermark 2 (beachtenswertes Detail von Lacher).

Die erste und zweite Lieferung des schweizerischen Bauernhauses enthalten folgende Tafeln: Genf 1 (Ferme à Bourdigny), Bern 5 [1]) (Sumiswald, Rüederswyl, Diemtigen, Interlaken, Meiringen), Zürich 1 (Matt b. Regensdorf), Uri 1 (Erstfeld), Schwyz 1 (Rothenthurm), Appenzell 2 (Teufen, Urnäsch), Graubünden 7 (Putz b. Luzein, Gem. Seewis, Sils, Buchen, Seewis, Grüsch), Unterwalden 1 (Lungern), Aargau 1 (Rupperswyl), Solothurn 1 (Boningen, Schnottwyl), St. Gallen 2 (Furth), Wallis 1 (Ernen).

Von den Architekten ist an diesen beiden ersten Lieferungen am stärksten beteiligt J. Gross, der bekannte Erbauer des Dolder-Chalets bei Zürich (8 Tafeln), ihm folgen Müller und Schlatter mit je 4, Meili mit 3 und Brémond, Hassler, Ammann, Reitz, Ulrich, Lasius mit je 1 Tafel.

Im Grossen und Ganzen weisen die Schweizerblätter nicht die selbe Reichhaltigkeit auf wie die deutschen und österreichischen. Namentlich sind sie bedeutend ärmer an Detail. Der Grund hiefür mag einesteils darin liegen, dass die meisten Aufnahmen vor oder kurz nach Erscheinen der Hunzikerschen Hausforschungen gemacht worden sind, dann aber auch weil die Schweizer Architekten der wissenschaftlichen Bedeutung der Oekologie im allgemeinen noch nicht nahe getreten sind. Bis jetzt sind es wol vorwiegend praktische oder malerische Interessen gewesen, die sie zu Aufnahmen schweizerischer Bauernarchitektur veranlasst haben, und daher mag es auch gekommen sein, dass so wenig geschichtlich interessante und so viel „schöne" Bauernhäuser aufgenommen worden sind. Doch wir wollen nicht tadeln; denn wer weiss, was uns die folgenden drei Lieferungen der Schweiz noch bringen? Danken wir vielmehr der Verlagshandlung und den Architekten für das grossartige Unternehmen und die vielfachen Opfer, die sie für diese gute Sache gebracht haben.

E. Hoffmann-Krayer.

---

[1]) Weshalb die 3. u. 4. Tafel mit No. 4 u. 5, die 5. mit No. 7 bezeichnet wird, ist mir nicht klar.

Léon Pineau, Les Vieux Chants populaires scandinaves. Étude de littérature comparée. Tome II. *Époque barbare:* La Légende divine et héroïque. Paris (Émile Bouillon) 1901. VI + 581 Seiten. 8°. —

Im 2. Bande des „Archivs" (S. 184) hatten wir Gelegenheit, den ersten Teil dieses bedeutenden Werkes zu besprechen. Damals handelte es sich um die poetischen Produkte eines Zeitraums, der vor aller Civilisation lag, um „Chants de Magie", wie sie der Verfasser nannte. Im vorliegenden Teile nun wird das Zeitalter der Götter- und Heldensagen vor unsern Augen entfaltet.

Haben wir schon beim ersten Teile das umfassende Wissen und die klare Darstellung rühmend hervorheben dürfen, so gilt das, wenigstens in Bezug auf die nicht-eddische Ueberlieferung auch für diesen zweiten. Pineau reiht sich in der Beherrschung seines Stoffes neben die ersten deutschen Kenner skandinavischer Volksdichtung, und wir dürfen unserm Nachbarvolke Glück wünschen, dass es in ihm einen so feinsinnigen Interpreten dieser grossartigen Poesie besitzt.

In der Einleitung schildert uns Pineau zunächst die Urgeschichte Skandinaviens und seine Besiedelung in knappen Zügen[1]) und geht dann in einem ersten Hauptteil zu der Göttersage über. Die ersten Kapitel weisen auf die mythischen Ueberreste in skandinavischen Volksliedern und verwandten Dichtungen anderer Völker hin, wobei der „Thôr af Havsgaard" besonders eingehend erörtert und im Einzeln die grössere Altertümlichkeit dieses Gedichtes gegenüber der Thrymskvidha dargethan wird. In Kapitel III behandelt Pineau die Edda[2]) und die in ihr zu Tage tretende Entwicklungsstufe der religiösen Anschauungen, um dann im folgenden sich speziell mit dem Thôrmythus zu beschäftigen, dessen hohes Alter im Vergleich zu dem Odins er betont. Es werden sodann die Volkslieder, welche an Thôr erinnern, im Einzelnen aufgeführt, und weiterhin die Lieder vom jungen Svejdal und von Svend Vonved in ihren Grundzügen als voreddisch erklärt.

Der zweite Teil hat die Heldensage zum Gegenstand. Nach einer Erwähnung des bei den verschiedenen germanischen Stämmen nachweisbaren Heldengesangs wird naturgemäss zuerst die Sigurd-Sage ins Auge gefasst. Auch hier geht der Verfasser von den dänischen, norwegischen und faröischen Volksliedern über Sigurd aus, die er eingehend bespricht; daran schliesst er eine Betrachtung der deutschen Version (Nibelungenlied und Siegfriedslied) und eine Vergleichung derselben mit der faröischen und eddischen, was ihn zu Schlüssen über die ältesten Bestandteile der Sage führt. Dabei wird speziell die eddische Ueberlieferung kritisch beleuchtet und verschiedene Schichten derselben auseinandergehalten. Kapitel V verbreitet sich über die Deutung des Sigurdmythus und seine Beziehungen zu

---

[1]) Unter der citierten Litteratur vermissen wir Bremers Arbeit im 3. Bande des „Grundrisses f. germ. Philologie".

[2]) Die Erklärung des Wortes „Edda" als „grand'mère" ist unseres Wissens heutzutage nicht mehr haltbar.

aussergermanischen Mythen; einige kleinere, verstreute Sagenzüge und letzte Ausklänge schliessen sich in Kap. VI u. VII an.

Die zweite Sagengruppe ist diejenige Dietrichs von Bern. Nach einem Vergleich des historischen Theodorich mit dem sagenhaften werden wiederum zunächst die Volkslieder erörtert, und nachgewiesen, dass wol die Namen deutschen Ursprungs seien, aber die Grundzüge der Sage in skandinavischem Boden wurzeln.

Ein dritter Haupteil ist den „Chants divers" gewidmet. Es sind Gesänge, die verschiedene Züge aus dem skandinavischen Leben aufweisen, unter anderm auch die bei Saxo erzählte Geschichte von Tell. Es folgen in Kap. II Sagen von kämpfenden Frauen, in Kap. III u. IV Entführungssagen (darunter Erörterungen über Brautraub, über die Kudrunsage, Walthari und Verwandtes). Den Schluss bildet eine mit besonderer Liebe behandelte Darstellung der Sage von Hagbard und Signe.

Die hier in rohen Umrissen gegebene Inhaltsübersicht lässt die Fülle des in dem Buche verarbeiteten Stoffes kaum ahnen. Ob die grundsätzlichen Aufstellungen des Verfassers über das höhere Alter gewisser Volkslieder gegenüber den eddischen sich überall halten lassen, wird die Zukunft lehren. Bei meiner im Vergleich zu Pineau äusserst lückenhaften Kenntnis der nordischen Litteratur, will ich mich des Urteils enthalten; möchte aber immerhin zu bedenken geben, dass der Begriff „Volkslied" bei den altnordischen Produkten wesentlich anders gefasst werden muss, als heutzutage, indem ihre Dichter gewiss nicht Männer aus niedern Volksschichten waren, sondern gebildeten Ständen angehörten. Wir haben aus diesem Grunde wol auch anzunehmen, dass sich in den verschiedenen Dichtungsgattungen („Chants de Magie" und „Légende divine et héroïque") ebensogut soziale Unterschiede der dichtenden Stände abspiegeln können wie zeitliche.

Dieser Einwand thut dem hohen Wert des Buches keinen Abbruch. Wir dürfen es unsern deutschen wie französischen Lesern angelegentlichst zum Studium empfehlen. Niemand wird es aus der Hand legen, ohne die mannigfaltigste Belehrung daraus geschöpft zu haben.

E. Hoffmann-Krayer.

(Henry Gaidoz,) Le Grand Dieu Gaulois des Allobroges. Paris 1902. XIX Seiten 8°.

In dieser Abhandlung kommt G. auf die an der Kathedrale von St. Pierre in Genf entdeckte Kapitellfigur zu sprechen, die einen hockenden Mann mit einem Hammer darstellt. Im Gegensatz zu Blavignac (Histoire de l'Architecture sacrée, Paris et Leipzig 1853, p. 289) der die Figur als einen Baumeister oder Steinmetzen bezeichnet, sieht G. in ihr den allobrogischen Himmelsgott („Dispater"), der auch, mit dem selben Hammer, oder nagelartigen Attribut auf der Brust, im Kt. Wallis ausgegraben worden ist.

Die Arbeit von Heierli und Oechsli „Urgeschichte des Wallis" (Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft in Zürich, Bd. XXIV, Heft 3) 1896 scheint dem Verfasser entgangen zu sein.

E. H.-K.

Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. [Herausgegeben] von Dr. Ed. Langer. Braunau i./Böhmen (Selbstverlag des Herausgebers) 1901 ff. 8°.

Die schön ausgestattete, jährlich vier mal erscheinende Zeitschrift soll speziell der Volkskunde des deutschen Ost-Böhmen gewidmet sein. Der Herausgeber hat die schwere Aufgabe übernommen, die Publikation nicht nur ohne Mitarbeiter, sondern auch ohne finanzielle Zuschüsse zu leisten, und man darf seiner Arbeitkraft in der That die grösste Anerkennung zollen, wenn man erfährt, dass seit 1901 bereits 5 Hefte erschienen sind. Die Artikel enthalten manches Bemerkenswerte. Wir heben von umfangreicheren speziell in die Volkskunde einschlagenden Arbeiten hervor: „Ueber Volkskunde im östl. Deutschböhmen", „Volkstümliche Dichtung", „Sagen aus dem deutschen Osten", „Hochzeitsbräuche", „Volkslieder und Reime", „Mittel zur Pflege unserer Volkskunde", „Bauten im Adlergebirge", „Aus der Robotzeit im Gebiete Landskron".

Wir wünschen dem schönen von warmer Vaterlandsliebe getragenen Unternehmen von Herzen den besten Erfolg. E. H.-K.

Dr. Josef Pommer, Volksmusik der deutschen Steiermark. Band I. 444 Jodler und Juchezer. Wien (F. Rörich) 1901. IX + 386 + XIV Seiten. 8°. Kr. 4.—.

Der begeisterte Freund und gründliche Kenner des südostdeutschen Volkslieds, Dr. Jos. Pommer, hat soeben den vorliegenden Band als ersten Teil einer Sammlung herausgegeben, welche die gesamte Volksmusik der deutschen Steiermark umfassen soll.

Ein reiches, interessantes Material, diese von Holzknechten, Hirten, Schwoagerinnen und Jagern herrührenden Jodler, Juchezer und Rufe: es sind deren, die Nebenformen nicht mitgezählt, an sechshundert gegeben. Ob einstimmig, oder zweistimmig — was die Regel ist — oder mehr- (3, 4, 5 und 6) stimmg, die meisten klingen überraschend schön. Auf dem Durdreiklang aufgebaut, mit wenig Modulation — die Dominanten allein kommen in Betracht — zeigen sie eine Feinheit und Sicherheit der Stimmführung, die dem musikalischen Gefühle dieser deutschen Steirer ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Kanon, Parallel- und Gegenbewegung, ja selbst eine Art Kontrapunkt (sie nennen's dort ein „Nacheinander", ein „Füreinander" oder ein „Gegeneinander"), werden mit spielender Leichtigkeit und untrüglichem Wohlklange angewandt. Quinten- und Oktavenparallelen sind äusserst selten, und trotz all dieses Mangels an archäischen Wendungen und Klängen können sie von niemand als Salonjodler empfunden werden. Alles Süssliche, Weichliche in der Kadenz z. B. ist ihnen fremd; sie haben den richtigen, unverfälschten Erdgeschmack.

Viele der gegebenen Beispiele zeigen den $^3/_4$ Takt und den 4taktigen Aufbau des Ländlers, die auch unsern einheimischen Jodlern so oft eigen sind. Auch melodische Parallelen finden wir übrigens z. B. zu einigen von Tobler gegebenen schweizerischen Jodlern. Aber welch ein Unterschied

zwischen der appenzellerischen Brummstimmenbegleitung und der leichten, selbständigen Behandlung der Begleitstimmen dieser steirischen Jodler!

Die Anordnung des gewaltigen Materials ist sehr übersichtlich, und die Herausgabe so sorgfältig, dass es recht schwer fällt, in den ungefähr 400 Seiten den dem Rezensenten nun einmal teuren Fehler — diesmal ein ♭ als Vorzeichnung des C Dur Jodlers 255 — herauszufinden.

Die Steiermark ist um eine Arbeit zu beneiden, die ihre gesamte Volksmusik in solch mustergültiger Weise zu behandeln verspricht.

Karl Emil Reinle.

Chansons et rondes du canton de Fribourg, publiées par J. Reichlen.

On annonce sous ce titre la mise en souscription d'un ouvrage qui ne manquera pas d'attirer l'attention de tous ceux qui s'intéressent à la poésie populaire romande. Le prospectus énumère une soixantaine de pièces patoises et françaises, en grande partie imédites, qui seront publiées avec musique et illustrations. La collection formera le septième fascicule de la *Gruyère illustrée*, où ont déjà paru précédemment les *Chants et Coraules de la Gruyère*. Le nom de l'éditeur est la meilleure garantie que rien ne sera négligé pour donner à cette publication un caractère artistique.

Kleine Chronik. — Chronique.

In der Neuen Zürcher Zeitung 1901 No. 336 Beil. lesen wir: Verein zur Erhaltung der schwäbischen Volkstrachten. In Baden hat ja der seit einigen Jahren bestehende Volkstrachtenverein schon sehr erfreuliche Resultate erzielt, und man hätte längst in Württemberg allen Grund gehabt, die kümmerlichen Reste früherer Zeiten zu bewahren. Der Verein will nun in erster Linie moralisch einwirken und den Sinn für die überall im Aussterben begriffenen Volkstrachten neu beleben. Ausserdem sollen in geeigneten Fällen Geldmittel an Konfirmanden, Brautleute u. s. w. gegeben werden; auch denkt man an die Erstellung eines Trachtenmuseums. Es ist in der That allerhöchste Zeit, wenn nicht die letzten Spuren volkstümlicher Trachten, die noch bestehen, von der Industrie vollends ganz ausgewischt werden sollen. Die Fabriken sind die Hauptfeinde der Tracht. Wo sie hinkommen — und sie beräuchern allmählich das entlegenste Alb- und Schwarzwaldthal — verschwindet der alte Brauch, um dem billigen Stadtzeug Platz zu machen. Selbst die bekanntesten Trachten, die Betzinger, die aus der Steinlachgegend und aus den evangelischen Baarorten verschwinden rapid. Was in andern Gegenden, z. B. in Oberschwaben, noch bei einigen steinalten Leuten an Trümmern einer Tracht vorhanden ist, das stellt nur eine Verballhornung der eigentlichen Tracht vor.

Gemeindechroniken. — Eine überaus erfreuliche Anregung, die für die Erforschung einheimischen Volkslebens von grossem Gewinn sein